

Martin Freund

Narbenschmerzen

Roman

AAVAA
VERLAG

© 2012 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2012

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-86254-385-4

AAVAA Verlag

www.aavaa-verlag.com

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieser Roman wurde bewusst so belassen, wie ihn der Autor geschaffen hat, und spiegelt dessen originale Ausdruckskraft und Fantasie .

Prolog

„Du hättest eher mit mir reden müssen – nicht erst hier und heute.“

Der Name des Ortes auf der rostigen Tafel über der vernagelten Eingangstür des Gebäudes trifft ihn wie ein Hieb. Wann war er das letzte Mal hier gewesen? Ewigkeiten scheint es her zu sein. Eigenartig, wie schnell das Zeitgefühl verloren geht, kaum dass man sich nicht mehr darum sorgt.

Ein alter, lose in der Angel hängender Fensterladen schlägt gegen die Sandsteinmauer; der Mann, der einsam auf dem Bahnhofsplatz steht, zuckt zusammen.

„Was ist das für ein Ankommen in einer Stadt?“, denkt er bei sich, „Als wollte man sich gegen Menschen von außen wehren. Dabei wäre es so einfach, zumindest die Fassade freundlich zu gestalten: Neue Farben für die Läden, ein paar Blumenkästen an die Fenster, das wäre doch schon was. Findet sich denn niemand, der diese Räumlichkeit pachten wollte, für einen Imbiss, einen Kiosk oder dergleichen? Allein schon, um das Kommen und Gehen ein wenig freundlicher zu gestalten. Vermutlich alles eine Frage der Politik.“

Unbewusst fasst er sich an die Schulter und reibt, als wolle er Schmerzen vertreiben. Danach greift seine Hand erst gedankenverloren in die Brusttasche, dann in die Hosentasche links, rechts, bis er endlich fündig wird auf seiner Suche nach der zerdrückten Zigarettenschachtel. Beim Herausziehen fallen einige Karten zu Boden. Er bückt sich, hebt sie auf und sieht sie an, fast ein wenig verwundert. Es sind Visitenkarten, Visitenkarten aus einer anderen Zeit, die letzten, die ihm noch geblieben sind. Er liest den Text und schmunzelt. Ein Name, nichts als ein Name, aus einem Traum heraus geboren, und dennoch ...

Der Mensch, der da steht, das bin ich. Und die Karten, die ich in meinen Händen halte, sind Relikte aus einem anderen Leben. „Brandon Hintermaier“ steht darauf, und darunter, etwas kleiner: „Von Schnecken – (m)eine Geschichte“, in schnörkellosem Druck. Auf der Rückseite, unter einer Mobiltelefonnummer, die es, so wie den Namen, schon lange nicht mehr gibt, prangt eine in allen Spektralfarben schillernde Nacktschnecke. Wie so oft bleibt mein Blick daran hängen. Diese Visitenkarte, vielmehr die Schnecke, war einmal mein ganzer Stolz gewesen – und nun? Nicht mehr als die Überreste eines Lebensabschnitts.

Wie viele Druckereien hatte ich verrückt gemacht mit meinen Wünschen, bis ich endlich die eine gefunden hatte, deren Besitzer in der Lage war, meine Vorstellungen umzusetzen! Teuer waren sie gewesen, die Karten, richtig viel Geld hatte ich dafür ausgegeben. Aber das war damals wichtig für mich. Heute denke ich anders, obwohl ich viel mehr Geld zur Verfügung habe. Oder gerade deswegen. Damals war diese Investition für mich eine Notwendigkeit gewesen. Damals, damals, damals – damit ist jetzt Schluss, ein für alle Mal!

Es ist Schluss? Ja, das hatte ich bereits einmal gesagt, und doch war ich wortbrüchig geworden, wenn auch gewissermaßen aus einem Notfall heraus. Doch Wortbruch ist Wortbruch, oder nicht?

Langsam zerreißt er die Karten, eine nach der anderen, und wirft sie in den Wind, der die Schnipsel mit sich trägt. Mit dem letzten Stück Papier, das seine Hand verlässt, beißt sie wieder zu, die Erinnerung, und mit ihr Sehnsucht und Schmerz. Bevor er eine Zigarette anzündet, nimmt der Mann den Rucksack ab. Dass er noch einmal in dieser Stadt landen würde ...

Indes – irgendwie war es logisch, er hätte darauf wetten können, dass er hier wieder ankäme, selbst oder gerade nach so langer Zeit.

Bis vor Kurzem hatte er geglaubt, sämtliche Irrungen und Wirrungen hinter sich gelassen und dieses Kapitel seines Lebens mit dem Tag beendet zu haben, als er beschloss, eine geregelte Existenz aufzubauen.

Was war eigentlich der wahre Grund für seine Entscheidung gewesen, die Wanderjahre aufzugeben? Er hatte sich doch nie ein anderes Leben vorstellen können. Lange hatte er es sich nicht eingestehen wollen, dass es tatsächlich eine Ursache gegeben haben könnte für diesen Schritt; doch was im Leben macht man schon ohne Grund, erscheine dieser noch so nichtig?

Er war erstaunt gewesen, wie leicht es war, ein gewöhnliches Alltagsleben zu leben, mit festem Wohnsitz, fester Arbeit, festem Gehalt. Alles war gut gewesen, sein Geist, selbst seine Seele schien zur Ruhe gekommen zu sein. Alles schien gut zu sein. Bis zu jenem Tag!

Als wir uns an ihrem ersten Arbeitstag vorgestellt wurden, traf mich die Erinnerung wie ein Faustschlag.

„Conny, was ...“, war alles, was mir einfiel, als sie vor mir stand, so frech, so offen, so tief in sich fröhlich, wie ich sie damals in Regensburg kennengelernt hatte. So wie Cornelia am Anfang gewesen war, als alles noch in Ordnung war, in mir, in ihr, zwischen uns beiden. Damals ...

Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen – abgesehen von der feuerroten Narbe, die sich quer über das Gesicht dieser zweiten Cornelia hinweg zog. Ich habe sie nie gefragt, woher diese Narbe stammte und ob sie schmerzte, nie – denn ich wollte die Antwort nicht hören.

Ich stand ihr gegenüber, schweigend, ich sah Cornelia mir zuzwinkern und mir ihre Zunge entgegen strecken, wie sie es in ihrem geradezu kindlichen Übermut gerne gemacht hatte, damals, als alles noch gut zu sein schien, und mir zitterten die Knie. Als wir uns für einen Moment in die Augen sahen, meinte ich für den Bruchteil einer Sekunde den Funken des Erkennens zu erhaschen – oder war es nur

Einbildung gewesen? Wunschdenken? Doch es war nicht nur das: Diese Stimme, dieser Geruch, vielmehr der Nicht-Geruch, der von ihr ausging – wie lange hatte ich das vermisst! Jahre war es her, Jahre um Jahre um Jahre, und in diesem Augenblick wurde mir erneut bewusst, wie sehr sie mir gefehlt hatte all die Zeit, die ich ohne sie hatte verbringen müssen.

Conny: Es hätte eine Liebesgeschichte werden können zwischen uns beiden! Oder doch nicht? Erst spät, zu spät hatte ich erkannt, dass alles viel komplizierter gewesen war, als ich es mir jemals hätte vorstellen können. Aber da war es bereits zu spät gewesen – zu spät für mich, und zu spät vor allem für Cornelia. Doch nun, auf einmal, war sie wieder da, so, als wäre nichts gewesen.

„Was wirst du jetzt machen?“, fragte er sie, als sie ihm ihren Entschluss mitgeteilt hatte, ihre Wanderung fortzusetzen nach nur wenigen Monaten, die sie gemeinsam in der Firma gearbeitet hatten.

„Ich weiß noch nicht“, erwiderte sie achselzuckend, „vielleicht gehe ich nach Neuseeland! Ich wollte immer schon einmal nach Neuseeland!“

„Neuseeland? Was willst du denn dort?“

„Was will ich hier? Kann ich nicht genauso gut in Neuseeland leben?“

„Ich weiß nicht ...“.

Hätte er ihr in diesem Moment seine Liebe gestehen müssen? Sein Wissen um ihre Vergangenheit, um ihr Leben vor diesem? Vielleicht, vielleicht wäre es gut für ihn gewesen, für sie, für sie beide. Doch als er ansetzte, gebot sie ihm Einhalt:

„Du hättest eher mit mir reden müssen – nicht erst hier und heute.“

Ja natürlich, er hatte es gespürt, mit dem ersten Augenblick, da er sie gesehen hatte. Doch er hatte geschwiegen, so wie er immer in seinem Leben lieber den

Mund hielt als zu reden, und so blieb ihm auch später keine Wahl: Er musste sich wieder auf die Suche machen, musste erneut zu Brandon Hintermaier werden, zu diesem Kunstmenschen, jener komischen Gestalt, die er schon einmal gewesen war, im weißen Overall, mit dem grell geschminkten Gesicht und seiner seltsamen Geschichte, diesem Gewirr aus Wahrheit und Fantasie.

Mein Blick geht nach Westen, die Sonne steht bereits tief und taucht den Platz in unnatürliches Orange. Noch immer fegen kleine Windhosen Papier und Müll über das Pflaster.

„Wie in einem altmodischen Western!“, geht es mir durch den Kopf. „Gleich tauchen aus dem Saloon die Bösewichte auf, die nach meinem Leben trachten und nur darauf warten, mir endlich, am Ende meiner jahrelangen Odyssee, ihre Kugeln in den müden Leib zu jagen.“ Doch nichts dergleichen geschieht, außer dass der Fensterladen erneut gegen die Hauswand knallt.

Wann lassen die das endlich richten? Ich schüttele den Kopf, nehme den Rucksack und mache mich auf den Weg.

Was, wenn ich das Grundstück nicht wieder finde? Eine gute Frage, vermag ich mich doch nicht mehr genau daran zu erinnern, wo es gelegen war. Damals, als Franziska es mir gezeigt hatte. Franziska – auch sie ist zu neuem Leben erwacht in meinem Kopf, wie hätte es auch anders sein können? Sie hatte steif und fest behauptet, es irgendwann kaufen zu wollen, mitsamt dem alten Holzhaus, das sich darin versteckte zwischen all dem wild wuchernden Grün ringsum. Damals war der Garten komplett verwildert gewesen, beherrscht von uralten, weit ausladenden Bäumen und prall gefüllt mit schier undurchdringlichem Dickicht aus Brombeeren, Wicken und Efeu. Doch heute? Woher will ich die Gewissheit nehmen, dass sich nichts verändert habe in all den Jahren? Ein irrwitziges Vorhaben, dieses Grundstück zu suchen! Wer sagt mir denn, dass es nicht schon längst gerodet, aufgeteilt und mit grässlichen

Mehrfamilienhäusern oder schmucken Villen ortsansässiger Ärzte und Rechtsanwälte bebaut ist? Wie komme ich darauf, dass Franziska ihren damaligen Wunsch tatsächlich umgesetzt haben könnte? Vielleicht war es die Vehemenz, die mich an sie glauben ließ, die ungewohnte Bestimmtheit in ihrer Stimme, endlich einmal ohne Zweifel, endlich einmal ohne Angst vor der Zukunft.

Doch gleichgültig, was aus dem Grundstück und dem Haus geworden sein mag nach all den Jahren: Ich habe mir vorgenommen, diesen Ort zum Endpunkt meiner Reise, dieses sinnlosen Umherirrens zu machen, ein für alle Mal Ruhe zu geben und Ruhe zu finden. Ob es mir gelingen mag? Schon tauchen Zweifel auf, doch kann, darf ich nach einer halben Stunde in der Stadt bereits wieder von dem Vorhaben abrücken? Könnte ich, dürfte ich! Es wäre ja nicht das erste Mal. Aber ich will es nicht.

War die Straße immer schon so steil gewesen? Waren sie damals überhaupt zu Fuß hinauf gelangt zu dem kleinen „Garten Eden“, wie Franziska das verwunschene Grundstück einmal genannt hatte? Oder waren sie mit dem Auto unterwegs gewesen? Seltsam, wie sich manche Details im Laufe der Zeit verflüchtigen, während andere ein Leben lang Bestand haben. Woraus das Gehirn wohl seine Auswahl trifft?

Er hält inne, um durchzuatmen und wendet sich um. Noch ist er nicht hoch genug über der Stadt um etwas zu erkennen von den Häusern und Gassen, in denen die Zeit seit Jahrhunderten wohlthuend stillzustehen scheint. Doch immerhin lässt sich die Weite der hügeligen Landschaft erahnen, die sich jenseits der Stadtgrenze erstreckt. Dort, ganz im Westen, wo die Sonne jetzt steht, bereit für ihre Wanderung durch das Meer des Vergessens, dort hinten muss wohl die Mühle liegen, jener Ort seiner schier unstillbaren, masochistischen Sehnsucht.

Gebeten, nein, angefleht hatte ich sie, mir Bescheid zu geben, sobald sie ihren Entschluss gefasst hätte, wohin sie sich treiben lassen wollte. Doch als unsere Wege sich an ihrem letzten Arbeitstag trennten, da schaltete sie ihr Mobiltelefon ab und reagierte nicht auf die Vielzahl an Anrufen und Nachrichten, die ich auf der Mailbox hinterließ. Möglicherweise hatte sie ja recht, indem sie so handelte, ich aber hatte sie doch bereits einmal unwiederbringlich verloren, damals, als sie noch Conny gewesen war. Und nun ein zweites Mal?

Sie war verschwunden, lautlos, als hätte es sie nie gegeben, als wäre sie nichts als ein langer, ein zu langer Traum gewesen, der nicht in Erfüllung gehen konnte.

Und dann das: Ich taumelte, ruderte, lief Gefahr jeglichen Halt zu verlieren in dem Moment, als ich sie plötzlich und vollkommen unvorbereitet wieder sah, etliche Monate nach ihrem Abschied! Im Fernsehen war es gewesen, während eines Berichts über eine Demonstration. Wofür oder wogegen protestiert wurde? Keine Ahnung. Es hatte mich nicht interessiert. Der Apparat lief, damit ich nicht so alleine war. Es war reiner Zufall, dass ich eine Minute länger als eigentlich beabsichtigt auf den Bildschirm blickte. Oder war es doch kein Zufall? Als sie ganz nah vor der Kamera stand, als ihr Gesicht mich förmlich ansprang, nur um gleich darauf wieder in der Menge unterzutauchen, da ahnte, nein, da wusste ich, was von nun an auf mich zukäme. Fieberhaft schaltete ich an diesem Abend von Programm zu Programm, besessen davon, weitere Berichte über die Demonstration und vor allem weitere Ansichten von ihr zu erhaschen. Doch vergebens. So sehr ich auch suchte, den Bildschirm anstarrte und geradezu zu hypnotisieren versuchte, sie war und blieb verschwunden.

In Hamburg hatte diese Kundgebung stattgefunden, soviel hatte ich mitbekommen. In Hamburg? Was machte sie nur in Hamburg? Neuseeland oder München hatte sie gesagt, woanders zu leben könne sie sich nicht vorstellen.

Neuseeland oder München – was für eine absurde Auswahl, hatte ich damals gedacht ... Und nun Hamburg?

Am darauf folgenden Tag nahm er Urlaub, hob einen Großteil des geerbten Geldes ab, kramte seine eigentlich schon längst vergessenen Overalls, die Schminkbüchsen und die Visitenkarten aus der alten Holzkiste im Keller hervor und machte sich auf den Weg.

Er hatte sich in sein Auto gesetzt, auf der Jagd nach einem Phantom. Ohne Blick zurück. Ohne Blick nach vorn. Er war gefahren, bis er eines Tages am Lenkrad eingeschlafen war und erst durch den Aufprall und das grässliche Geräusch sich verformenden Metalls zu sich kam. Der Wagen hatte einen Totalschaden und er einen Schreck fürs Leben – davon abgesehen war zum Glück nichts passiert. Nicht einmal der Baum, an dem er gelandet war, schien Schaden genommen zu haben. Da beschloss er, auf die Bahn umzusteigen, so wie damals, in Regensburg, als er das erste Mal als Brandon Hintermaier in den Zug gestiegen war, und alles kehrte in noch viel stärkerem Ausmaß zurück ...

Jetzt, endlich, sehe ich es! Ich erkenne die majestätischen Bäume wieder, die das Areal damals bereits beherrschten. Irrtum ausgeschlossen!

„Woher willst du wissen, dass das Grundstück zu verkaufen sein wird, wenn du es haben möchtest?“, hatte ich Franziska gefragt.

„Ich weiß, dass es so sein wird!“, hatte sie erwidert, „Und Corny hat das auch gesagt!“

Corny – so hat sie Cornelia genannt: Süß, knackig und gesund ...

Hätte ich weiter gebohrt, wäre daraus eine für Franziska und mich typische, eine end- und sinnlose Diskussion geworden. Also beschloss ich, zu schweigen und mir meinen Teil zu denken. Wie so oft, wie viel zu oft!

„Dann werde ich das Häuschen renovieren“, fuhr sie unbeirrt fort, „egal, was auch immer es kosten mag! Und du wirst mich besuchen kommen, ja?“

Natürlich hatte ich genickt, und hinzugefügt, ich käme sie vielleicht nicht nur besuchen, sondern um für immer zu bleiben.

„Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist, du und ich, auf Dauer ...“, hatte sie erwidert, als sie sehnsuchtsvoll am Zaun stand und in das Dickicht blickte. Damals war es bereits zu Ende gewesen, es war uns beiden längst klar, dass wir mit der gemeinsamen Vergangenheit und Erinnerung nicht zusammen würden leben können. Und dennoch klammerten wir uns noch immer aneinander wie Ertrinkende, die nicht voneinander lassen können, wohl wissend, dass sie so beide untergingen.

Tage, Wochen, Monate war ich unterwegs auf meiner Suche. Nur hin und wieder, wenn mich mein Weg in die Nähe meiner Heimat brachte, kehrte ich zurück in das Haus meiner Großmutter, für eine kurze Rast, eine Woche oder zwei, länger hielt es mich nie. Kreuz und quer durch Deutschland trieb es mich, immer auf der Suche nach dem einen Gesicht, der einen Stimme, dem einen Geruch, der einen Sehnsucht. Manches Mal wähnte ich mich ihr ganz nah, so, als müsse ich nur die Augen öffnen, um sie zu erkennen oder die Hand ausstrecken, um sie zu berühren. Und dann wieder erschien mir die Distanz unüberbrückbar, als lägen Lichtjahre zwischen uns.

Ich weiß nicht, was genau mich antrieb, weswegen ich ausgerechnet die Städte bereiste, die ich besuchte, weswegen ich oft stundenlang auf menschenleeren, tristen Plätzen saß und wartete und dann wieder meine Zeit in vor Lebensfreude schier berstenden Parks verbrachte, in belebten Schwimmbädern und auf Rummelplätzen, in leeren Eishallen und überfüllten Kinosälen. Ich wusste es damals

nicht und weiß es heute nicht besser, und doch kamen sie nicht, weder die eine noch die andere.

Das letzte Mal, als ich zuhause an der Nordsee gewesen war, da fand ich einen Brief in dem windschief am morschen Zaun hängenden Briefkasten, eines der seltenen Male, dass sich Post darin befand. Mein Name und die Anschrift waren in einer altmodischen, mir vollkommen fremden Schrift geschrieben, abgestempelt irgendwo im Niemandsland des Bayerischen Waldes, in einer Kleinstadt, in der ich schon einmal gewesen war, in einer Zeit, die so nah und doch unendlich fern war. Als ich das Kuvert öffnete, fiel mir eine unbeholfen ausgeschnittene Todesanzeige entgegen, sonst nichts. Eine Anzeige ganz ohne Schmuck, ohne ein überflüssiges Wort. Nur die Fakten, nüchterne Daten ohne Begleitworte – und doch genug, nein, mehr als genug. Lange blickte ich auf das Stück Papier in meiner zitternden Hand, Tränen liefen über mein Gesicht, bis ich den Ausschnitt sorgfältig mehrmals faltete und in meinen Geldbeutel steckte. Meine Suche war zu Ende, endgültig und für alle Zeit, und ich machte mich auf meinen Weg hierher.

Nun steht er vor dem Grundstück, und ihm kommt es vor als wäre es erst gestern gewesen, als er das letzte Mal an diesem Ort gewesen war. Nichts scheint sich verändert zu haben, abgesehen davon, dass die Bäume noch mächtiger und das Dickicht noch undurchdringlicher geworden sein mögen. Nichts deutet darauf hin, dass in den letzten Jahren irgendjemand Hand an das Grundstück gelegt hätte. Dabei hatte er doch insgeheim gehofft, Franziska habe ihren Traum wahr gemacht, wenigstens sie.

Das marode Gartentürchen hängt lose in den verrosteten Angeln und quietscht fürchterlich, als er es öffnet. Seinen Widerstand gibt es mit der ersten Berührung auf; lediglich die Dornen der auf Schienbeinhöhe wuchernden wilden Brombeeren versuchen vergebens, im Stoff der Jeans Halt zu

finden. Etwas knirscht unter den Sohlen seiner schweren Wanderstiefel – es sind die Reste des Kiesweges, der damals schon kaum mehr zu erahnen gewesen war. Es ist, als betrete er eine andere Welt, als herrsche hier ein anderes Licht, und das Leben um ihn herum verstummt. Das kleine Holzhaus scheint sich noch tiefer in den Garten zu ducken, als er es in Erinnerung behalten hat. Wie schwarze, ausgefranste Wunden starren ihm die Löcher an den Stellen entgegen, wo morsches, verfaultes Holz jegliche Farbe verloren hat. Zerbrochene Dachschindeln liegen auf dem Boden rings um die Hütte verstreut, wie die Schuppen eines überdimensionalen Fisches. Die teilweise eingeschlagenen Fenster, vor Urzeiten notdürftig mit Plastikfolie und Einkaufsstüben geflickt, blicken ihn stumpf und hoffnungslos an. Als er näher kommt, schlägt ihm der Geruch eines alten, nein, eines sterbenden Hauses entgegen, eine Mischung aus Moder, Pilzbefall und Tod. Ihn wird es schon noch aushalten für das, was er vorhat, und danach ... denkt er bei sich, als er die halb offen stehende Tür aufdrückt, gegen den Widerstand des Bodens, der sich irgendwann gewölbt hat wie unter Schmerzen. Für seine Zwecke wird es reichen. Er geht von Zimmer zu Zimmer, geradezu andächtig blickt er sich um, stets auf der Suche nach einem Hinweis, einem Zeichen, das ihm sagt, dass Franziska doch hier gewesen sein könnte seit ihrer Trennung.

Die Entscheidung für einen der Räume war mir nicht schwergefallen: Es ist das hellste Zimmer, das einzige, dessen Fensterscheiben noch ganz geblieben sind. Der Blick hinaus geht auf das undurchdringliche Grün des scheinbar grenzenlosen Grundstücks; nichts ist zu sehen von der Stadt, die verborgen hinter wild wuchernden Büschen und Bäumen liegt. Nachdem ich mich umgesehen habe, beginne ich, meinen Rucksack zu leeren. Ein paar Tage werde ich das Haus nicht verlassen müssen, dafür habe ich gesorgt. Wasser, Bier, Wein, sogar eine kleine Flasche Schnaps habe

ich dabei. Etwas Obst, Knäckebrot, abgepackte Wurst und Käse, Schokolade, Kartoffelchips und Salzbrezeln im Übermaß. Daneben Zigaretten und Feuerzeuge, Tabletten gegen die Müdigkeit und andere gegen die Schmerzen.

Wie lange ist es her, seit ich zuletzt Chips gegessen hatte? Es war an dem Abend gewesen, den ich alleine mit Franziska verbracht hatte, oder? Jener verfluchte Abend, als wir Cornelias Liebe verraten hatten. Wie lächerlich, wie absurd, diesen Abend ausgerechnet mit Chips in Verbindung zu bringen! Doch letztendlich ist es auch egal.

Wie so oft gelingt es mir nur mühsam, die trüben Gedanken abzuschütteln. Die Spiralblöcke, die Bleistifte und den Spitzer packe ich zuletzt aus. Sorgfältig wische ich den alten Tisch sauber, bevor ich die Utensilien darauf lege. Es ist eine Menge Papier, aber ich werde viel davon benötigen, um das umzusetzen, was ich mir vorgenommen habe.

Eigentlich hatte ich den Plan bereits aufgegeben, hatte all das, was gewesen war, begraben und vergessen, doch das Schicksal wollte es anders. Schicksal, was für ein Wort! Mit was für einer Bedeutung für uns Menschen! Nach dem, was geschehen war, wollte ich mich weigern, noch an so etwas wie Schicksal zu glauben, sträubte mich dagegen, mich und mein Leben abhängig zu machen von Vorbestimmung und dergleichen. Und dennoch vermag ich es nicht zu leugnen, dieses „hätte“, „wäre“ und „wenn“:

Hätte ich an dem einen Abend nicht ferngesehen ...

Wäre ich nicht in der einen Nacht in den Mühlenkeller geschlichen ...

Wären wir an jenem Abend nicht betrunken gewesen, Franziska und ich ...

Wenn der Platz neben mir nicht frei gewesen wäre während der einen Vorlesung ...

Hätte ich mir ein anderes Studienfach gewählt oder eine andere Universität ausgesucht ...

Und es reicht noch viel weiter zurück; wenn man wollte, sogar weit über mein Leben hinaus.

Wenn sich nur eine, eine einzige dieser Begebenheiten nicht oder anders zugetragen hätte, dann wäre mein Leben, und nicht nur meines, ganz anders verlaufen. Ist es das, was Menschen unter Schicksal verstehen? Oder ist das, was im Leben geschieht, doch nur der reine Zufall? Vielleicht, so hoffe ich manchmal, erlange ich noch so etwas wie Gewissheit in Bezug auf diese Frage. Auch deswegen bin ich hier, auch deswegen versuche ich all das niederzuschreiben, was ich weiß.

Cornelia und ihre narbengesichtige Doppelgängerin:

Sie verfolgten mich, nicht nur in meinen Träumen, sondern ebenso in der Wirklichkeit. Die eine war die andere und die andere die eine. Dabei wusste ich doch, dass es so nicht sein konnte. Ich wusste es, und ich versuchte, danach zu leben. Das, was ich erlebt hatte, war verarbeitet, war erledigt, war nur noch eine Narbe. Doch wann endet der Schmerz von Narben?

Sie waren eins und doch zwei unterschiedliche Menschen. Die eine lebte in der anderen weiter, und vielleicht wusste die andere tatsächlich von der Existenz der einen. Aber ich beginne, Unfug zu reden. Dabei ist es wahr, dass ich geheilt bin. Dass ich der anderen hinterher zu laufen versuchte auf der Suche nach der einen, hat nichts damit zu tun – oder doch?

Können Narben verheilen? Sollten sie das überhaupt? Wenn die Narben nicht blieben, was hätte dann der Mensch? Was bliebe ihm vom Leben? Hat ein Mensch ohne Narben gelebt? Oder anders, speziell auf mich bezogen: Hätte ich Conny nicht gekannt, hätte es sie für mich nicht gegeben, hätte ich mich dann überhaupt für die andere interessiert? Hätte ich auch nur ein einziges Wort mit Franziska gewechselt? Säße ich dann hier, untätig darauf wartend, dass ich mit dem Schreiben beginnen könnte? Noch bin ich zu aufgewühlt, zu überwältigt von den Gefühlen, als dass

ich zu Papier bringen könnte, was ich glaube, festhalten zu müssen, für wen auch immer.

Als alles begann, da war ich noch keine zehn Jahre alt, hatte keine Ahnung von dem, was das Leben für mich bereithielte. Und noch weniger wusste ich von dem, was genau in dieser Zeit mit den Menschen geschah, die später einmal mein Leben mitbestimmen sollten.

Doch was ist wirklich geschehen und was nicht? Was ist Produkt meiner Fantasie und was war Wirklichkeit? Schluss, aus, Ende! Egal wie ich frage: Ich bin geheilt, dessen bin ich mir sicher, das weiß niemand so genau wie ich. Deshalb kann ich jetzt auch schreiben, als wäre all das genau so geschehen. Keiner kann mir helfen bei meiner Arbeit, keiner – und das ist vielleicht das Schlimmste an meinem Vorhaben. Denn säße zumindest eine der beiden neben mir, so bedeutete dies, dass, ja, dass es sie tatsächlich gäbe. Doch so ...

Hört ihr mich? Hört mich eine von euch? Ich bin im Begriff zu beginnen, und es ist an mir, das alles festzuhalten, nicht aber zu beurteilen, ob das alles so der Wahrheit entspricht oder nicht ...

Den letzten Absatz habe ich geschrieben, nachdem ich eine halbe Flasche Wein getrunken hatte – zu früh und zu hungrig, als dass ich dabei nüchtern hätte bleiben können. Die Versuchung, diese Seite zu zerreißen ist groß, doch ich weiß genau, dass noch vieles dazukommen wird, was ich in nüchternem Zustand nicht zu Papier brächte. Wahrheit wird sich vermischen mit Fiktion, Gebilde, die nur in meinem Gehirn existieren, werden eins mit Ereignissen, die tatsächlich so geschehen sind. Es wird ein Gemenge entstehen, das selbst ich nicht mehr werde entwirren können. Ich werde wieder zu Brandon Hintermaier mit seiner Geschichte werden, doch was immer es sein wird, es wird die Wahrheit sein – meine Wahrheit! Wahrheit! Ist

subjektive Wahrheit weniger wertvoll als objektive Wahrheit? Wo ist der Unterschied?

Ich bin hinausgegangen in den Dschungel, der mich vor dem Fenster erwartet. Das von den letzten Sonnenstrahlen des Tages leuchtende Laub hüllt das Grundstück in magisches Licht und mir scheint, als wäre das undurchdringliche Gestrüpp meiner Gedanken nach außen gekippt worden. Ich suche nach einem Ausblick hinunter auf die Stadt, will nachempfinden, was Franziska gefühlt haben musste in den Momenten, als sie sich über den Zaun gestohlen hatte, zu der Mauer hinunterging, sich darauf setzte und ihren Gedanken freien Lauf ließ. Franziska, wo auch immer sie jetzt sein mag, wie auch immer es ihr gehen mag, hatte gehofft, dass dies hier ihre Heimat werden könnte. Warum nicht? Wer weiß schon, wo die wirkliche Heimat eines Menschen ist?

Die Sonnenstrahlen werden matter und die Luft kühler. Gänsehaut überzieht meine Unterarme, während meine Ohren brennen wie Feuer. So ist es, wenn ich zu früh zu viel Alkohol getrunken habe, aber das macht nichts. Heute nicht!

Ich werde jetzt beginnen mit dem, was ich zu beginnen habe – auch wenn der Schmerz dadurch noch größer werden wird. Für dich, Cornelia, für dich, Franziska und für alle anderen, die Bestandteil dessen sind, wovon ich berichten werde. Der Anfang? Also gut, der Anfang!

Teil 1

Der Anfang

Ich bin Brandon Hin... – nein, der Vorname muss einstweilen genügen. Der ist problematisch genug. Nicht, dass ich jemandem meinen vollen Namen vorenthalten wollte, das nicht. Aber ich denke, es ist verständlich, dass ich mit „Brandon“ genug Ärger habe. Nur ein Beispiel, eines von vielen, die ich hier aufzählen könnte: Da sitze ich doch neulich in einem Café in ... der Name der Stadt ist jetzt gleichgültig. Ich erzähle hier etwas zu meinem Vornamen und nicht zu dem Ort, an dem ich mich gerade aufhielt! Also, ich sitze in einem Café, ganz friedlich und für mich allein, da kommt plötzlich ein lauter Typ in das Lokal, groß wie ein Schrank, und wirft einen Schatten auf mich wie ein Berg. Ich erkenne ihn und denke noch ‚Geh weiter, Mann, geh einfach weiter!‘, doch er bleibt genau vor mir stehen!

„Hey Alk!“, schreit der Kerl mich an, „Seit wann bist du denn hier in der Stadt, Mann?“ Donnernd fällt die riesige Hand auf meine Schulter, ich verziehe mein Gesicht, und das nicht nur vor Schmerz. Es war mir von Anfang an klar, dass ich meine Anwesenheit nicht ewig verbergen könnte, aber dass es so schnell ginge und dass es ausgerechnet er wäre, dieser ... wie hieß er gleich noch mal? Die Tatsache, dass mir genau in dem Moment sein Name nicht einfiel, ärgert mich heute noch!

Und dass er diesen verdammten Spitznamen auch noch wusste. Kein Wunder – prägnant genug war er ja. Warum nur war meiner Mutter nichts Vernünftigeres eingefallen, als mich Brandon zu taufen?

Gut, dort, wo ich herkomme, war es damals in Mode, den Kindern englische und französische Vornamen zu geben. Aber mussten sie mich unbedingt Brandon nennen? Konnten

sie nicht Rücksicht nehmen auf die Konsequenzen, die sich geradezu zwangsläufig ergeben mussten? „Brandon Hintermaier“ – war das nicht eine Vorverurteilung für jeden, der diesen Namen tragen muss?

Überhaupt: wie leichtfertig Eltern oft mit der Namensgebung ihrer Kinder umgehen! Sie machen sich einfach keine Gedanken, welche Bedeutung ein Name im Leben haben kann, obwohl sie selbst es ja auch erlebt haben, an sich oder an anderen. Im Grunde genommen wäre es vielleicht das Beste, alle Eltern gäben ihren Kindern vier oder fünf oder von mir aus sechs Vornamen, zwischen denen diese dann wählen könnten. Das wäre fair, dadurch vermiede man so manche Prägung. Aber das erzeugte wohl auch nur Chaos ...

Also gut, zurück zu meiner Geschichte, vielmehr zu der Geschichte um meinen Vornamen – vorerst:

Meine Eltern, Verwandte, Freunde, ja, schier alle schwenkten schnell um von Brandon auf Brandy – eine Steilvorlage für spätere Kameraden. Es bedurfte ja nicht einmal einer besonders ausgeprägten Fantasie, dem bereits geebneten Weg zu folgen: Aus Brandy wurde Schnaps, aus Schnaps Alkohol und aus Alkohol Alk. Alk! Ist das nicht ein toller Spitzname für einen pubertierenden Jugendlichen? Kommt super an!

Immerhin war es mir später, als ich zum Studium in eine andere Stadt ging gelungen, den Spitznamen loszuwerden. Umso unangenehmer war die erneute Begegnung an diesem Ort, so viele Jahre später, ausgerechnet mit diesem Kerl!

„Soll ich einfach so tun, als wüsste ich nicht, wen ich vor mir habe?“, überlegte ich gerade, als der Bass erneut in mein Ohr dröhnte:

„Mensch, Alter, ignorieren ist doch auch keine Lösung!“ Erwartungsvoll blickte er mich aus diesen dummen Kuhaugen an, die mich damals schon aufgeregt hatten, als ich ihm das erste Mal begegnet war.

„Pferd“ platzte es aus mir heraus – Ferdinand das Pferd! Mit Nachnamen Stein, genau! Na ja, sonderlich originell war das nie gewesen, „Pferd“, aber Ferdinand hatte es tödlich gehasst, so genannt zu werden, und hatte es sich stets mehr als deutlich anmerken lassen. Im Gegensatz zu mir. Und ich setzte noch eines drauf:

„Mensch, alter Ackergaul, schön, dich wieder zu sehen!“ Der so genannte macht ein gekränktes Gesicht.

„Die Zeiten sind lange vorbei, Alk, dass ich mich so habe nennen lassen! Weißt du, das war damals vielleicht nett, als wir Kinder waren! Aber heute ist es albern, jemanden Pferd zu nennen.“

„Und das gilt wohl nicht für ‚Alk‘, oder?“, wollte ich gerade anbringen, kam aber nicht dazu.

„Nein, meine Freunde – und davon habe ich viele, wie du dir denken kannst, nennen mich heute nur ‚Rock‘!“ Selbstgefällig blickte er sich um in dem Lokal, wie in Erwartung allgemeiner Huldigung seiner Persönlichkeit, und setzte sich auf den freien Stuhl mir gegenüber.

„Bitte, nimm doch Platz“, forderte ich ihn auf, wie ich fand mit deutlich hörbar sarkastischem Unterton, was bei ihm nur einen verständnislosen Blick auslöste – schließlich saß er ja schon. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand schnippte Ferdinand nun lässig in Richtung der Bedienung, einer jungen Studentin, mit der ich mich, kurz bevor das Pferd gekommen war, für ein paar Minuten angeregt unterhalten hatte. Offensichtlich, zu offensichtlich ignorierte sie die angeberische Pose und wandte unserem Tisch den Rücken zu. Und damit auch mir, was ich sehr bedauerte – eine verpasste Chance. Ich seufzte innerlich tief auf und beschloss, das Beste aus der Situation zu machen, was blieb mir anderes übrig?

„Ach“, sagte ich – dieser Ferdinand Stein war anscheinend noch immer so begriffsstutzig wie Jahre zuvor – „dann machst du also jetzt in Sachen Frauenbekleidung, Rock?“, und sprach den Namen dabei betont deutsch aus.

„Wie meinst du das denn? Wie kommst du denn auf die Idee? Nein, Autohandel, von daher weht der Wind. Aber nicht irgendwelche alten Karren, nein, die richtig großen Dinger. Daimler, BMW, Porsche. Und keine Familienkutschen!“ Er spielte mit seiner schweren Goldkette, ließ seinen bornierten Blick über den Raum gleiten, als gehörte all das ihm höchstpersönlich. „Und du? Was machst du? Na? Erzähl schon Junge, na los!“

Dieser Mensch wäre der letzte, wirklich der allerletzte gewesen, dessen Aufforderung, von mir zu erzählen, ich Folge geleistet hätte. Und als er – spät, aber immerhin – merkte, dass ich nicht das geringste Interesse an seiner Geschichte zeigte, machte er sich wieder aus dem Staub.

Diese Anekdote lediglich am Rande, denn eigentlich wollte ich nur verdeutlichen, welche Probleme mein Vorname mit sich bringt. Falls nun jemand sagt „Wenn dein Name dein einziges Problem ist, geht es dir aber gut!“, dann hat er schon recht. Mitnichten ist das mein einziges Problem, doch irgendwie muss man ja anfangen, oder? Und ob ich über meinen Vornamen schwadroniere oder über das Wetter rede, ist letztendlich ja wohl egal.

Es ist fatal: Man will anfangen etwas zu erzählen, man hat sich alles zurechtgelegt, und kaum macht man den Mund auf, gerät es durcheinander. Nicht nur die Reihenfolge verdreht man, nein, auch Sätze und manchmal sogar die Buchstaben in Wörtern. Ich hatte gedacht, das sei ein allgemeines Phänomen, doch mittlerweile habe ich die Befürchtung, dass dies in hohem Maße mich alleine betrifft. Das nervt ziemlich, aber ich kann nichts dagegen tun, so sehr ich mich auch bemühe. Im Gegenteil, je konzentrierter ich versuche, alles richtig zu sprechen, desto häufiger geht ein Wort oder Satz daneben.

Wo fing denn alles an? Das wäre die Frage, die ich mir stellen müsste. Und ich würde mir selbst antworten: „Wenn

ich das wüsste, dann fiel mir der Anfang leichter.“ Das Fatale an dem Ganzen ist, dass man, wenn man den richtigen Einstieg nicht findet, nicht in die Geschichte kommt, und dann braucht man gar nicht erst weiterzumachen.

Letztendlich ist die eigentliche Frage, die ich mir stellen muss, nicht, WO der richtige Anfang ist, sondern WAS! Der Weg ist das Ziel, so heißt es, das ist schon richtig. Aber wenn es keinen Weg gibt, gibt es dann auch kein Ziel? Eine verlockende Vorstellung, zumindest ab und zu, doch das wäre die falsche Schlussfolgerung. Ein Ziel, einen Endpunkt, gibt es immer, so wie es immer einen Anfang gibt; nur den Weg dazu muss man sich von Zeit zu Zeit selbst schaffen. Das ist nun einmal Bestandteil unseres Lebens.

Das sind die Gedanken, die mir an manchen Tagen durch den Kopf gehen, die sich dann in regelrechten Anwendungen manifestieren, wenn ich so sagen soll. Aber ich weiß, niemand will mich philosophieren hören – ich selbst am allerwenigsten. Nein, ich habe eine Geschichte zu erzählen, und zwar von Anfang an.

Und dabei taucht die nächste Frage auf: Ist es leichter, auf den Anfang einer Geschichte zu verzichten oder auf das Ende? Die meisten Menschen werden ganz spontan sagen „Natürlich kann ich leichter auf den Beginn verzichten! Im Schluss liegt doch immer die Pointe, die Weisheit. Oder etwa nicht?“ Ja, das ist die Frage. Was hilft mir eine Pointe, wenn ich sie nicht verstehe, weil mir der Grundstock dazu fehlt? Ich habe noch nie die Menschen verstanden, die ein Buch mit den letzten Seiten begonnen haben. Zum einen berauben sie sich dadurch jeglicher Spannung, auf der anderen Seite zerstören sie das Werk dessen, der es geschaffen hat. Und das ist unredlich, sage ich, und asozial. Nein wirklich – ich sehe das so. Natürlich weiß der Autor nicht, wie seine Leser an das Werk herangehen, und es muss ihm letztendlich ja auch egal sein; aber das hat doch nichts

damit zu tun, dass diese Leser im Grunde das zunichtemachen, was er geschaffen hat!

Also, man sieht durchaus, worauf es hinausläuft oder hinauslaufen kann. Und deshalb, auch auf die Gefahr hin, hier nicht zum Ende zu kommen, werde ich mit dem Anfang beginnen. Dabei ist es wirklich nicht einfach, festzustellen, wo der Anfang ist. Das verwundert mich immer wieder, doch vielleicht ist es das Normalste auf der Welt.

Wenn Sie mit einer, nein, falsch, nicht mit irgendeiner, sondern mit Ihrer Geschichte beginnen müssten, wo setzten Sie an? Mit dem Tag, an dem Sie zu denken begannen? Vielleicht, wenn Sie sich daran erinnern könnten. Oder mit Ihrer Geburt? Was, bitte schön, können Sie aus eigener Erfahrung zu den Geschehnissen um Ihre Geburt beitragen? Nichts! Und deshalb können Sie auch an einer ganz anderen Stelle beginnen. Nein, glauben Sie mir, mit dem Anfang, dem richtigen Anfang zu beginnen ist schwieriger als das Ende zu finden, auch wenn dieses möglicherweise noch gar nicht existiert. Ja, gerade das ist ja das Leichte daran: Sie können sich das Ende ausdenken, jeden Tag neu, wenn Sie wollen, oder jede Stunde. Sie können ein „Happy End“ erfinden oder eine Tragödie daraus machen. Aber der Anfang, der ist unverrückbar, unumstößlich, denn der ist ja schon da! Natürlich, Sie können sich für Ihre Erzählung einen ganz anderen Beginn ausdenken als den wirklichen, aber Sie wissen, dass Sie lügen, dass Sie sich selbst belügen, wenn Sie das tun!

Welchen Anfang soll ich nehmen? Es gibt so viele mögliche Varianten, dass mir die Auswahl schwerfällt. Es ist durchaus bedauerlich, aber so unschlüssig wie heute war ich schon lange nicht mehr! Woran das liegt? Ich weiß es nicht – wenn ich es wüsste, könnte ich es abstellen, aber so? Möglicherweise liegt es daran, dass, wenn ich erst angefangen haben werde, das Ende ziemlich schnell kommt. Wäre eigentlich nicht schlecht, denke ich gerade. Wie auch

immer. Ganz vorne anzufangen habe ich mir abgewöhnt, das habe ich früher gerne gemacht. Ganz vorne, bei der Erschaffung der Welt, denn das, dachte ich immer, ist ein unverrückbares Ereignis. Und ob ich nun von meiner Geburt erzähle, von der ich nichts weiß, oder von der Entstehung der Erde, von der ich genauso wenig Ahnung habe, ist ja dann letztendlich unerheblich.

In der Vergangenheit habe ich damit angefangen; bis es mir eines Tages immer schwerer fiel, mich für eine der unzähligen Varianten zu entscheiden, die es gibt. Urknall, Adam und Eva beispielsweise, um nur die am weitesten verbreiteten Theorien zu erwähnen. Dann gibt es die Variante von der riesigen Blase, aus der die Erde entstanden ist, genauso wie die des Wassertropfens. Die Version, die Erde sei das Ergebnis „einer Blähung des Universums“ ist mir zutiefst unangenehm und ich weigere mich seit jeher, darüber zu spekulieren geschweige denn zu sprechen. Schon lange bin ich übrigens auf der Suche nach jemandem, der die Version kennt, nach der dieser Planet das Ergebnis einer riesigen intergalaktischen Kopulation sein soll – nur habe ich bisher niemanden gefunden, der mir Details dazu erzählen könnte! Schade eigentlich, denn die Variante entbehrt nicht eines gewissen Reizes. Wobei: Der Haken daran wäre, dass ich nicht gerne, besser, überhaupt nicht über schlüpfrige Themen rede. Das gefällt mir nicht, das ist nichts, wozu ich mich äußere. Ist wohl eine Sache der Erziehung ... Denken Sie jetzt bitte nicht, ich wäre prüde. Aber bitte schön, in Zeiten wie diesen, in denen jeder sein Geschlechtsteil im Internet der ganzen Welt präsentieren kann, da mag zumindest ich nicht auch noch über das reden, was der eine oder die andere damit so alles treibt! Und sei es das Weltall bei der Erzeugung der Erde!

Wissen Sie, wie die Buddhisten den Beginn der Erde beschreiben, oder die Hindus? Nein? Gehen Sie morgen in eine Leihbücherei oder in ein Buchgeschäft oder von mir aus ins Internet und lesen Sie es nach, denn ich werde es Ihnen

heute nicht erzählen. Es gibt im Übrigen noch ganz andere, schier unzählige Varianten zu diesem Thema! Kaum jemand kennt zum Beispiel die Version mit den Schnecken – haben Sie davon schon gehört? Nein? Sehen Sie! Aber die ist wirklich toll und würde ja auch eigentlich zu unserem Thema führen! Ja, ich sehe schon, das gefiele Ihnen jetzt, doch ich muss Sie enttäuschen. Auch wenn die Erschaffung der Welt durch die Schnecken ein origineller Aufmacher wäre – ich werde nicht beim echten, richtigen Anfang meine ich, beginnen.

Die Zeit reicht nicht aus, weit auszuholen. Sicher, man muss nicht unbedingt am Schlusspunkt ankommen, aber irgendetwas drängt mich immer wieder, bis dahin vorzudringen, wo alles endet. Vielleicht sollte ich doch mit meinem Geburtsjahr beginnen, das wäre immerhin neutral. Aber: Kann es mir von da aus gelingen, einen schönen Spannungsbogen aufzubauen und vor allem aufrechtzuerhalten?

Spannungsbogen – ein schönes Wort, nicht wahr? Vor meinem inneren Auge taucht jedes Mal ein Regenbogen auf, wenn die Rede von „Spannungsbogen“ ist, knallig bunt, gespannt über einen See voller Worte. Spannungsbogen, das ist die Kreativität des Erzählers, Dinge hinzuzufügen oder wegzulassen, so wie es die Erzählsituation gerade erfordert! Spannungsbogen, das ist Freiheit, das ist ... Und noch immer haben wir uns auf keinen Beginn geeinigt! Mein Geburtsjahr, ja richtig, und dann kam der Sp ... Halt! Zu oft darf ich dieses Wort nicht erwähnen, sonst schlägt es um sich, packt mich und lässt mich nicht mehr los. Dann verhält es sich damit wie mit einer Melodie, die sich im Ohr festkrallt und der man sich nicht mehr zu entziehen vermag. Man kann nichts dagegen tun, sie hängt sich geradezu penetrant fest, und irgendwann nervt sie. Und so ist es auch mit Worten, wenn man sie zu oft gebraucht.

Nein, anstelle mit meinem Geburtsjahr wäre es besser, mit dem Börsencrash von 2008 zu beginnen. Es war wirklich witzig zu sehen, wie die Staaten sich abstrampelten, Geld in Banken und Wirtschaft pumpeten und die ganzen Anstrengungen trotzdem wie ein böser Traum am Morgen, sobald man nur mit den Augen zu blinzeln beginnt, verpufften. War die Staatengemeinschaft jemals zuvor so hilflos gewesen wie in diesem Moment? Zusehen zu müssen, wie ein Stein nach dem anderen fällt, ohne auch nur irgendetwas zu bewirken, gleichgültig, was man dagegen beschließt und unternimmt. Ja, aber was haben wir gedacht? Hand aufs Herz: Wer hat nicht gehofft, mit diesen staatlichen Geldspritzen, mit diesen medienwirksam inszenierten Konjunkturprogrammen nationaler wie internationaler Art wäre es möglich, die Mechanismen der Wirtschaftszyklen zu durchbrechen? Wir hofften, es würde gelingen, doch glich diese Hoffnung dem Wunsch, nach einer sommerlichen Herbstwoche käme der Winter nicht mehr.

Ich sehe noch die Politiker vor die Kameras treten, mit stolzgeschwellter Brust:

„Wir spannen einen Rettungsschirm über Banken und unverschuldet in Schieflage geratene Unternehmen, damit sie gesichert sind vor einem Absturz. Und wir werden ein System installieren, das Bankenpleiten in Zukunft unmöglich machen wird!“
Erinnern Sie sich? Ja, meinen Sie, die Bänker und Wirtschaftsbosse hätten auch nur eine Sekunde ernsthaft Interesse an einem solchen Fallschirm gehabt? Glauben Sie, Bankmanager und Vorstandsvorsitzende hätten sich von den Seilen eines solchen Schirms einfangen, sich gar zu Marionetten der Geldgeber machen lassen? Nein, sie nahmen das Geld, sagten Dank und machten weiter wie zuvor.

Wem sagt in dem Zusammenhang der Begriff FMSA noch etwas? Nein, nicht FSME, obwohl, so unähnlich ... FMSA?

Die „Finanzmarktsanierungsanstalt“, so der volle Name, wurde am 20. Oktober 2008 gegründet, einem wunderschönen Tag übrigens, fast 20 Grad hatten wir und Sonnenschein! Und an diesem Tag schrie auch schon die erste Bank nach Hilfe aus dem Milliardentopf. Welche Bank war das noch mal gewesen? Glauben Sie mir, Sie irren sich! Es war nicht, wie man meinen möchte, die „HypoReal Estate“, die ja schon am Boden lag, nein, es war die „Bayern LB“! Ausgerechnet! Ausgerechnet die Landesbank des Bundeslandes, das ... aber halt! Ich hatte mir vorgenommen, hier nicht politisch oder gar polemisch zu werden.

Ja, und dann kamen die Rettungsschirme für ganze Länder! Ganze Volkswirtschaften waren vom Bankrott bedroht und sollten von Ländern gestützt werden, die es sich damals noch hatten leisten können! Doch wie hätte dieses Vorgehen funktionieren sollen? So etwas hatte es zuvor nicht gegeben auf der Welt, und das Ergebnis ...

Was rede ich überhaupt, das sind ja keine Neuigkeiten! Ich stehe jetzt als Schlaumeier da, ich weiß, aber tatsächlich habe ich meine Zweifel schon damals geäußert. Wie so viele andere! Nur wollte es keiner hören! Pessimismus war nicht gefragt! Mehr noch: Pessimismus war geradezu verboten! Es hieß: „Wir retten Opel und die HRE“ – Schlagwort „systemrelevant“!

„Wir erfinden die Abwrackprämie und alles wird gut.“

„Wir leihen Griechenland Unsummen und die dortige Wirtschaft erholt sich wie von Zauberhand.“

Auszusprechen, was die Wahrheit war, nämlich, dass dadurch vielleicht alles nur noch viel schlimmer würde, das war nicht erlaubt!

Wer kennt ihn nicht, diesen Begriff vom Hamsterrad? Man strampelt und müht sich, kommt aber nicht vom Fleck? Ich empfinde das in immer stärkerem Maße, mit jedem Tag ein Stückchen mehr. Ich renne, ich mache, ich tue – und doch geht es nicht voran! Vielleicht liegt es daran, dass sich in

meinem Leben während der letzten Jahre geradezu erschreckend wenig getan hat. Im Grunde genommen nichts. Stillstand! Warum nur ist das so? Möglicherweise liegt es daran, dass ich mir keine Ziele stecke und deshalb auch nichts erreichen kann, selbst wenn ich wollte. Denn wenn ich kein Ende definiere, keinen Punkt, an dem ich ankommen will, wie und womit sollte ich dann anfangen?

Verstehen Sie jetzt mein Problem? Ich tue mich mit dem Anfang so schwer, weil ich das Ende nicht festgelegt habe! Ja, ich weiß: Eben noch habe ich behauptet, das Ende sei nicht so wichtig, und jetzt? Da kämpfen, um es dramatisch auszudrücken, zwei Seelen in meiner Brust. Welche behält die Oberhand? Eine spannende Frage, jedenfalls für mich! Ihnen ist das gleichgültig. Klar, logisch! So wie mir Ihr Leben vollkommen egal ist. Man sieht sich einmal für eine Stunde oder so, und dann nie mehr. Sie wollen unterhalten werden, und ich soll diesen Part bestreiten – das ist Sinn und Zweck des Ganzen hier. Dass Sie schon nervös auf den Stühlen rücken, auf die Uhr sehen und überlegen: „Ja, wann fängt er denn endlich an?“ das ist normal für mich. Dabei sind wir ja doch irgendwie schon mittendrin!

Manchmal gehen mir von einer Minute auf die andere so viele Gedanken durch den Kopf, dass ich den Eindruck habe, mein Gehirn wäre ein Durchlauferhitzer. Dann kann ich das Gedachte nicht schnell genug umsetzen und in Worte fassen. Und dann wiederum herrscht in mir absolute Leere. Reden kann ich immer, egal, ob ich etwas zu sagen habe oder nicht, das habe ich gelernt nach all meinem Schweigen. Doch hört es sich auch entsprechend an. Was glauben Sie: Habe ich heute viel in meinem Hirn oder eher wenig? Wer kann das schon bei einem anderen beurteilen? Wohl niemand, zumindest nicht bei einem Menschen, den man nicht kennt! In meinem Fall schließt sich die Frage an: Gibt es überhaupt jemanden, der mich kennt? Ich kann das nicht behaupten, und wer kann das schon von sich? Gibt es

eine einzige Person im Leben eines Menschen, von der man zutiefst überzeugt sein kann, dass sie einen kennt? Ich meine: Richtig kennt. Jemand, der Sie durchschaut hat, der nicht nur ahnt, sondern der weiß, was in Ihnen vorgeht? Ja? Mutig, mutig! Und ich freue mich für Sie – wenn es wirklich so sein sollte. Aber das bezweifle ich, denn ich fürchte, dass man nicht einmal in der Lage ist, sich selbst bis in die tiefsten Tiefen seines Ichs zu kennen. – Sie glauben mir nicht?

Beispiel: Wissen Sie, ohne jeglichen Zweifel, wie Sie in jeder, absolut jeder Situation Ihres Lebens reagieren würden? Schwierig, nicht wahr? Eigentlich nicht zu beantworten, oder? Und sobald man bei der Antwort zögert, und das tut man unweigerlich, glauben Sie mir, dann kennt man auch schon die Antwort. Doch halt! Ich begeben mich auf dünnes, zu dünnes Eis! Ich muss den Anfang finden, sonst...

Was wäre denn ein wirklich guter Anfang? Vielleicht muss man lediglich die Perspektive ändern, und schon verändert sich die ganze Welt. Wäre das nicht ein guter Beginn? Der Perspektivenwechsel? Wenn man das Leben zum Beispiel aus der Perspektive einer Schnecke betrachtete, wäre alles mit Sicherheit ganz anders zu bewerten. Und wir befänden uns im Grunde genommen schon in dem Thema, das heute im Mittelpunkt des Abends hätte stehen sollen ... Doch was für Lehren könnten wir aus der Schneckenperspektive ziehen? Wäre alles so, wie es unserer Ansicht nach sein sollte?

Aber seien Sie unbesorgt, ich werde Sie vor alldem bewahren, denn ich wusste, um ehrlich zu sein, von Beginn an, wo der Anfang ist, um dort zu enden, wo ich enden muss. Ich rede soviel, um das Schweigen dahinter zu verbergen. Denn es ist für mich kein einfacher Start, und deshalb sträube ich mich jedes Mal dagegen! Obwohl ich weiß, dass es nicht anders geht, dass ich im Grunde meines Herzens nicht anders kann, als so zu beginnen, wie ich

gleich anfangen werde. Aber so ist der Mensch, oder zumindest der Mensch, der ich bin: Er versucht, dem Unausweichlichen auszuweichen, bis es eben absolut unausweichlich wird. Und jetzt ist es so weit.

Es beginnt mit Namen. Denn begonnen hat alles irgendwie mit Namen. Franzi, Franziska, um den ersten Namen zu nennen.

Allerdings, wenn ich von Franzi reden will, muss ich davor von Cornelia erzählen. Denn ohne sie kommt Franzi nicht ins Spiel und somit ist Cornelia der eigentliche Anfang. Dabei, wiederum, wäre es nicht ganz korrekt zu behaupten, Conny wäre der Auslöser für Franzi gewesen. Na ja, irgendwie stimmt das schon, aber Conny ist und war viel mehr – mit ihr beginnt es und mit ihr endet es. Was ist „es“? „Es“ ist buchstäblich alles für mich – aber ich werde zu schnell, viel zu schnell!

Durch Conny lernte ich Franziska kennen, und nur durch sie wurde das hier möglich, oder sollte ich sagen „notwendig“?

Also Cornelia: Sie kam eines Tages in die Vorlesung; Biologie, Grundstudium, erstes oder zweites Semester, und sie betrat den Raum einfach so. Keiner hatte sie bis dahin jemals in dem Kurs gesehen, sie war auf einmal da. Wir saßen alle auf unseren Plätzen, der Dozent richtete gerade seine Unterlagen und wollte mit seinem Vortrag beginnen, da ging die Tür zum Vorlesungssaal auf, sie kam herein, ohne auch nur einmal nach rechts oder links zu schauen, und setzte sich – neben mich. Direkt neben mich. Obwohl die Vorlesung an dem Tag nicht übermäßig gut besucht war, überall Plätze frei waren und ich auch nicht so saß, als dass der Stuhl neben mir die erstbeste oder gar optimale Sitzgelegenheit gewesen wäre. Nein, als hätte sie mich bewusst als Ziel vor Augen gehabt, steuerte sie direkt auf mich zu. So etwas war mir noch nicht passiert.

Normalerweise bin ich derjenige, der sich irgendwo dazu setzt; und das auch nur, wenn ich muss. Wenn neben mir ein Platz frei ist, dann bleibt er es auch, es sei denn, es ist der allerletzte! Selbst in öffentlichen Verkehrsmitteln. Warum das so ist? Keine Ahnung. Vielleicht wirke ich abweisend, vielleicht verströme ich einen Geruch, der andere von mir fernhält. Der Mensch, oder das, was ihn ausmacht, ist so vielschichtig, man sendet so viele unbewusste Signale aus ... Jedenfalls, Conny störte das nicht: Sie setzte sich neben mich, und zwar richtig. Sie wissen, was ich meine? Die Angst, dem Nachbarn zu nahe zu kommen, stets auf die Wahrung einer gewissen Distanz bedacht und möglichst großen Abstand einhaltend. Nein, bei Cornelia war das nicht der Fall.

Bevor ich von ihr weiter erzähle, ist es notwendig, sich Cornelia vorstellen zu können. Doch ehe ich sie näher beschreibe, möchte, nein, muss ich eines sagen: Man würde sich nicht nach ihr umdrehen, wenn man dieser Frau auf der Straße begegnete, egal, was auch immer ich über sie hier berichten werde! Sie ist ein Mensch, der nicht, zumindest nicht auf Anhieb, durch sein Äußeres wirkt. Ihr Anblick, wenn man sie überhaupt wahrnehme, bliebe nicht im Gedächtnis hängen. Ein Mensch unter Millionen, ohne Auffälligkeiten, ohne offensichtliche Besonderheiten, weder im positiven noch im negativen Sinn. Falls das, was ich schildere, von dieser Aussage abweichen sollte, dann lassen Sie sich davon nicht beirren. Cornelia war ein Mensch – nicht mehr und nicht weniger!

Sie war etwa 1,70 Meter groß, schlank aber nicht zierlich, eher kompakt, würde ich sagen, mit mittellangen, hellbraunen Haaren, die sie fast immer zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte. Sie war kräftig und trainiert, man merkte ihr sofort an, dass sie Sport trieb. Was mir aber als Erstes auffiel, als sie von der Saaltür aus in meine Richtung losmarschierte, war ihr fast männlicher

Gang. Ihre Hände, auch das stellte ich ziemlich schnell fest, waren nicht fraulich oder mädchenhaft, vielmehr die eines Jugendlichen, etwas rau und spröde, mit kurzen, unlackierten Fingernägeln. Ihr Händedruck war angenehm fest und klar. Ihre ganze Erscheinung wirkte fast jugenhaft, männlich, herb. Doch in sich war sie Frau durch und durch! Ja, Cornelia ...

Nun sollte ich eigentlich über ihre Stimme reden, ihre Augen, ihren Mund, aber ... Nein, die kann ich nicht beschreiben, nicht jetzt. Im Moment bin ich nicht in der Stimmung. Sie müssen versuchen, sich eine eigene Vorstellung von ihr zu machen. Vielleicht können wir das Bild ja später gemeinsam konkretisieren und korrigieren. Wobei es eigentlich egal ist, wie Sie sie sehen – Hauptsache, Sie haben das Bild einer jungen, durchschnittlichen Frau vor sich. Das muss Ihnen und mir vorerst einfach genügen.

Ja, von diesem Tag des ersten Zusammentreffens an setzte sie sich während jeder Vorlesung neben mich. Immer kam sie, wenn die Tür bereits geschlossen und der Dozent begonnen hatte. So, als wollte sie verhindern, dass ich mich noch umsetzen könnte, ohne Aufsehen zu erregen. Doch nicht nur das, sondern in erster Linie die Tatsache, dass sie sehr schnell den Kontakt zu mir suchte, das Gespräch im Hörsaal und vor allem danach, erstaunte mich. Wirklich irritierend aber war für mich, dass sie keine Probleme mit Körperkontakten hatte; sie griff mir auf den Unterarm, wenn sie mich etwas fragen wollte, legte ihre Hand auf die meine oder auf meine Schulter und zuckte nicht zurück, wie ich es gewohnt war von anderen Menschen, wenn sich Füße, Knie oder Oberschenkel im Sitzen berührten.

Die Angst vor Berührungen anderer – woher kommt sie? Bei mir? Bei vielen anderen Menschen? Ich meine, den Auslöser für meine Scheu zu kennen. Um es zu erläutern, muss ich, Sie werden es mir verzeihen, einen kurzen Abstecher in meine Kindheit machen: